

Joana & Joshua Steinberg

HERZENSWEGE

Eine Reise durch Afrika und Asien

Vorwort



Reisen – oder die Sehnsucht nach Leben

Von Christian Putsch

Kapstadt – Reisen, sagt man, sei eine Kunst. Eine Kunst, die nicht nur darin besteht, die entferntesten Ecken der Welt zu erkunden, sondern auch darin, das Leben ein wenig besser zu verstehen, den Rhythmus der Welt zu spüren und die Schönheit im Unbekannten entdecken. In diesem Sinne sind Joana und Joshua wahre Künstler. Afrika und Asien, zwei Kontinente so reich an Vielfalt und Gegensätzen, werden durch ihre Augen zu einem lebendigen Gemälde, das die Zuschauer in seinen Bann zieht.

Diese Reise ist keine bloße Abfolge von Orten und Ereignissen, sondern eine Hymne an die Menschlichkeit. Joana und Joshua haben nicht nur die Straßen und Wege befahren, sondern auch die Herzen derer berührt, denen sie unterwegs begegnet sind. Das geht nur, wenn auch das eigene Herz offen ist. Für eine solche Reise ist das Motorrad das perfekte Medium. Es macht nahbar. Kein Blech, kein Fenster verbarrikiert die Begegnungen.

Gerade die sind es, die diese Geschichte zu etwas Besonderem machen. Die Menschen, von denen Joana und Joshua immer wieder in ihre Häuser eingeladen wurden. Die schüchterne Tauchlehrerin aus Mosambik, die lange nicht schwimmen konnte, aber ihren Traum dann doch umgesetzt hat. Die Großfamilie von Moni im Iran, der Farmer Emmanuel in Simbabwe. Und natürlich immer wieder andere Biker, die einander überall auf der Welt finden, in selbstverständlicher Vertrautheit, die man wohl sonst nur inmitten kleiner Dörfer findet. In Wetzlos im hessischen Haunetal etwa, der Heimat dieser beiden Weltreisenden mit ihrer wohlthuenden Bodenhaftung.

So entfalten sich die Erzählungen von Joana und Joshua zu einem hypnotisierenden Mosaik. Durch ihre Augen sehen wir die majestätischen Bergketten am Schwarzen Meer, die sandigen Mondland-

schaften der Wüste Lut im Iran, die dichten Wälder in Mosambik und die pulsierenden Metropolen in all ihrer Schönheit und Widersprüchlichkeit.

Es ist eine Geschichte von Mut und Entdeckung, von Abenteuern und Missgeschicken, von Freundschaften und Verbindungen, die über alle Grenzen von Sprache, Kultur und Nation hinausgehen. Eine Geschichte, die uns daran erinnert, dass die wahren Schätze dieser Welt nicht in den Souvenirläden zu finden sind, sondern in den Freundschaften, die wir unterwegs knüpfen.

Ich kann mich noch gut erinnern, wie ich mich beim Interview für einen Text in der WELT AM SONNTAG mit Joshua und Joana in Kapstadt bei einem Vorurteil erwischt habe. Ich vermutete ein Paar mit gut bezahlten Jobs, das sich mal eine längere Auszeit gönnt. Banker oder Unternehmensberater vielleicht. Nichts da. Vier Jahre lang hatten der Rettungssanitäter und die Erzieherin auf die Reise gespart. „350 Euro Miete, billiges Handy, noch keine Kinder – da kann man zwei Jahre reisen“, erzählte mir Joshua. Zumindest, wenn man bescheiden ist und meist im Zelt übernachtet. Oder unterwegs Leute kennenlernt, die einen einladen. „Nur so ist es doch eine wirkliche Reise“, sagte er noch, „die Bilderbuchfotos der Länder kann ich mir auch im ‚National Geographic‘ anschauen.“

An diese Worte habe ich mich beim Lesen ihres neuen Buches wieder erinnert. Roger Willemsen, der viel zu früh verstorbene Neugierigste unter den Deutschen, beschrieb das Reisen einmal als „die Sehnsucht nach dem Leben“.

Sie zieht sich mit all ihrer Kraft durch jede Zeile dieses wunderbaren Buches.

Zur Person:

Christian Putsch, 45, ist seit dem Jahr 2009 Afrika-Korrespondent der WELT und hat über 30 Länder des Kontinents bereist – leider viel zu selten auf dem Motorrad. Informationen über seine Arbeit findet Ihr unter www.christianputsch.com. Christian lebt mit seiner Familie und einem äußerst reisefreudigen Hund in Kapstadt.

Was bisher geschah

Alles beginnt in den Jahren 2013/14, als Joshua auf seiner ersten Reise unter dem Motto „Mein eigener Weg“ (ISBN 978-3-9824893-1-5) die Westküste Afrikas auf eigene Faust erkundet. Mit einem Motorrad, älter als er selbst, fährt er mit seinen 23 Lebensjahren ganze 33.000 Kilometer durch 21 Länder Afrikas. Da die Welt ihn bereits auf dieser ersten, sehr chaotischen und risikoreichen Tour mit offenen Armen empfängt und am Ende doch wieder alles gut geht, ist die Saat gestreut und der Grundstein für weitere Abenteuer gelegt.

Gute zwei Jahre später hat er mit Joana eine Traumpartnerin für viele weitere Ziele gefunden. 2016/17 erkunden die beiden erstmals gemeinsam einen neuen Kontinent auf ihrer „Lass uns mal ein Ründchen fahren“ (ISBN 978-3-9824893-3-9) Tour durch Südamerika.

13 Monate lang sind sie unterwegs in diesem wirklich atemberaubenden Teil der Welt. Sie durchqueren den Amazonas-Regenwald, befahren die berühmt-berüchtigten Bergpässe des Altiplano und kämpfen sich durch die endlose Steppe Patagoniens, bevor sie nach 11 Ländern wieder in die Heimat zurückkehren.

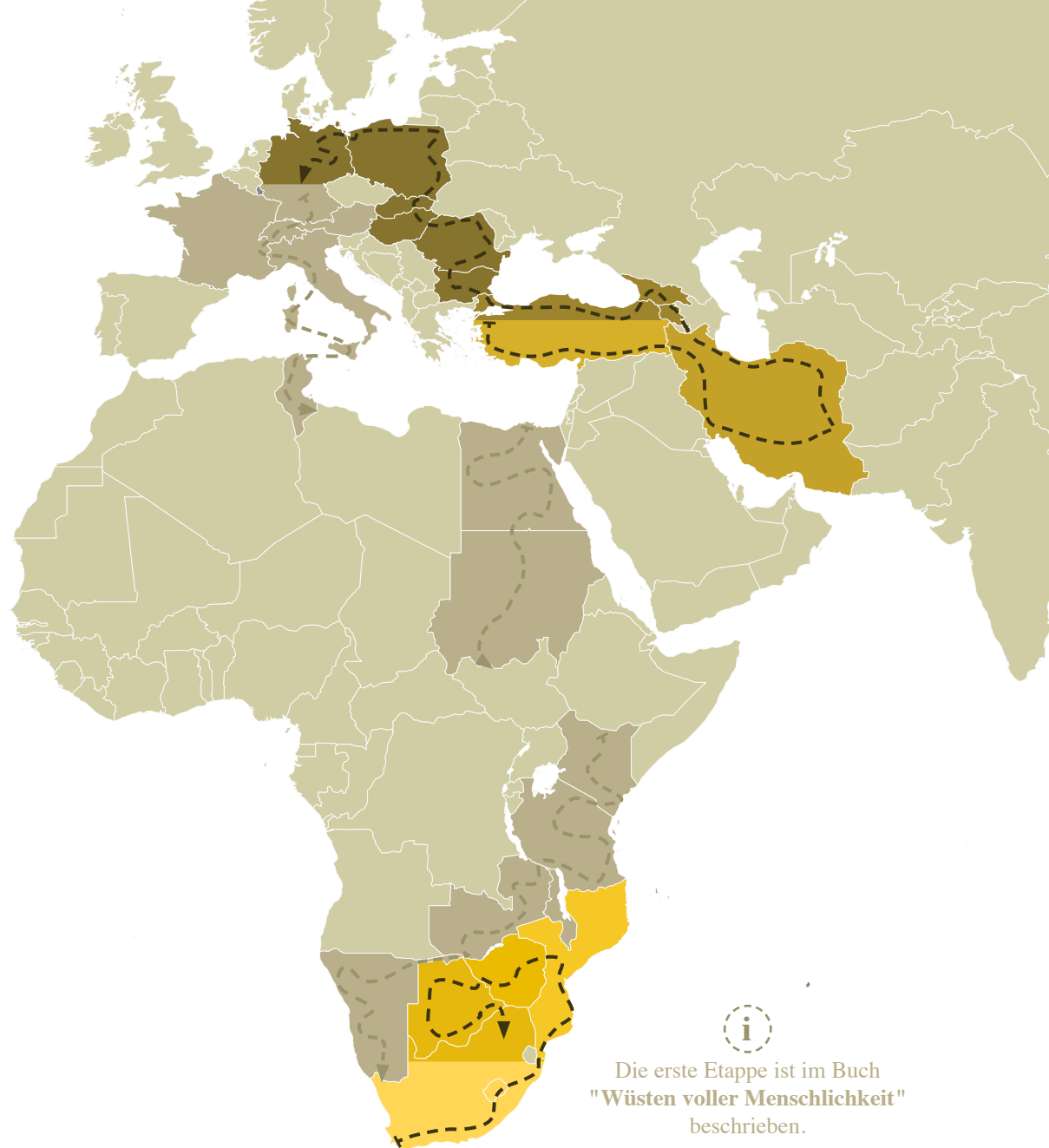
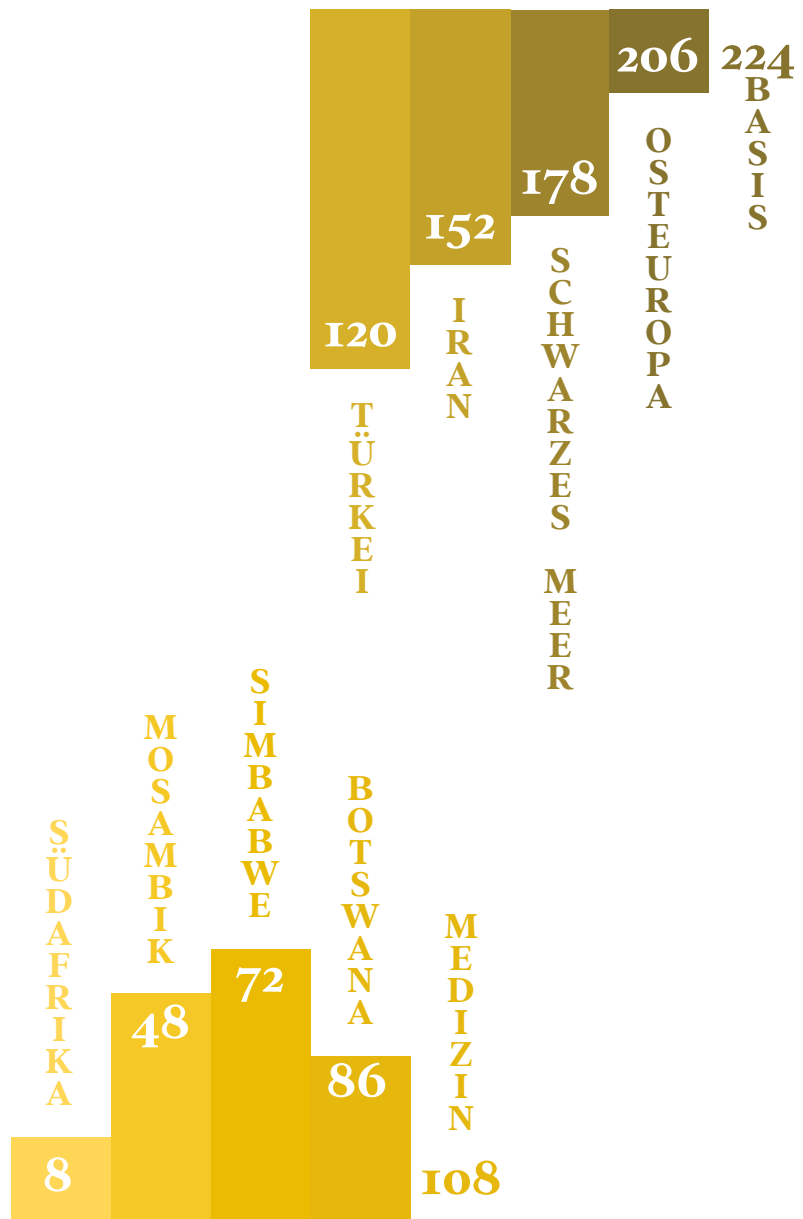
Dann, im September 2020, ist es wieder soweit: Mitten in einer der bedrohlichsten medizinischen Herausforderungen der gesamten Menschheit brechen Joana und Joshua ein weiteres Mal von Wetzlos auf. Allen Warnungen zum Trotz verwirklichen sie einen weiteren, lange gehegten Traum. Sie fahren los mit zwei kleinen, unauffälligen Enduros, übernachten spartanisch in Zelt und Schlafsack, kochen auf Feuer und passen sich an ihre Umgebung an. Weniger ist oft mehr, auch bei der direkten Kontaktsuche mit den vielen Kulturen auf ihrem Weg.

Auf dieser Tour soll mal wieder so einiges schiefgehen: So werden Joana und Joshua diesmal sprichwörtlich eingeschlossen – mit den Wirren des äthiopischen Bürgerkrieges vor der Nase und den Restriktionen durch Covid im Rücken. Hautnah bekommen sie die Probleme der stagnierenden Wirtschaft zu spüren. Es gibt kein Benzin für die Motorräder, die Trinkwasserversorgung ist ein andauerndes Problem, und die häufigen Kontrollen durch die omnipräsenten Soldaten erschweren das Vorwärtkommen.

Entgegen ihrem Motto „Fahre, um zu leben und lebe, um zu fahren“ sollte gerade der Stillstand vor diesen schier unüberwindbaren Hindernissen zu den ganz besonderen Momenten dieser Reise führen – Momente unglaublicher Hilfsbereitschaft und herzerwärmender Freundschaft. Gestrandet inmitten der trockenen, unwirtlichen Steppe stoßen sie auf eine sprudelnde Quelle der Menschlichkeit. Der erste Teil dieser Reise „Wüsten voller Menschlichkeit“ (ISBN 978-3-9824893-0-8) hat uns von Deutschland bis Kapstadt entlang der Ostküste Afrikas geführt.

Diese emotional ergreifend erzählte Geschichte wird nun mit dem vorliegenden Buch weitererzählt.

Viel Spaß beim Lesen!



i
 Die erste Etappe ist im Buch
 "Wüsten voller Menschlichkeit"
 beschrieben.



Joana und Joshua

I. Südafrika

2450 Kilometer in 23 Tagen

Vom Boot geht es wieder auf die Bikes. Aber das Wasser lassen wir nicht aus den Augen. Wir fahren die Küste entlang nach Osten. Vom Kap der Guten Hoffnung bis zum Kap Agulhas ist die Küste geprägt von felsigen Berglandschaften, an denen die Wellen Tag für Tag mit gewaltiger Kraft aufprallen. Der Atlantische Ozean fließt hier mit dem Indischen Ozean zum Südlichen Ozean zusammen. Unvorstellbare Massen an Wasser! Tausende Vögel, Pinguine, Robben und Wale sehen wir, während wir die kurvigen, einsamen Straßen entlang der Küste nehmen.

Der südlichste Zipfel des Kontinents ist mit seinem grünen, blühenden Bewuchs einfach wunderschön. Vorbei an Gordons Bay, Hermanus und Gansbaai fahren wir zum wirklich südlichsten Punkt Afrikas, dem Kap Agulhas. Der Wind bläst außerordentlich und die Gischt des aufgewühlten Meeres spritzt viele Meter in die Höhe. Man kann sich gut vorstellen, wie manche Seefahrer mit ihren Schiffen hier in Seenot geraten sind. Unser Zelt schlagen wir an diesem Abend lieber nicht auf. Stattdessen genießen wir den Ausblick auf das raue Meer von einem kleinen, gemütlichen Zimmer aus. Wir beenden hier vorerst unsere Küstenfahrt und drehen wieder ins Landesinnere ab.

Es geht nach Paarl. Hier werden wir schon sehnsüchtig erwartet. Joshuas Freund Mias, den er bei seinem ersten Besuch in Kapstadt vor sieben Jahren beim Paragliding kennengelernt hat, freut sich sehr, ihn wiederzusehen und uns zu beherbergen. Ihr Wiedersehen ist sehr herzlich und auch ich mag Mias von Anfang an. Wir bekommen unser eigenes Zimmer in seinem kleinen Häuschen, das etwas außerhalb von Paarl in einem kleinen Waldstück liegt. Wir sind umgeben von Bäumen, Büschen und Sträuchern, es blüht überall. Mias bezeichnet seinen Garten als „Lettuce“ (Salat), weil er so wunderbar grün ist. „Willkommen im Lettuce!“ ruft er grinsend. Unsere Ankunft wird natürlich mit einem ordentlichen „Braai“ (Grillen) am Abend gefeiert. Mias fliegt immer noch mit seinem Gleitschirm von den Bergen rund um Kapstadt.

Er hat mittlerweile eine eigene kleine Agentur gegründet und bietet seine Flüge als Tandemflüge für alle Flugbegeisterten an. In den folgenden Tagen verbringen wir gemeinsam unsere freie Zeit. Mias hat sich nach Joshs erstem Besuch von seiner Begeisterung anstecken lassen und hat mittlerweile auch ein Motorrad, eine BMW 800 GS.



So zeigt er uns bei einer gemeinsamen Moppedtour Paarl und die kleinen und größeren Orte drum herum. Der Franschoek Pass und der Toitskloof Pass sind ein Traum für jedes Motorradfahrerherz! Ich kann mich gar nicht mehr richtig erinnern, wann wir den letzten asphaltierten Bergpass mit schönen Kurven gefahren sind! Wir genießen die Ausfahrt in vollen Zügen und die Ausblicke von den Pässen hinunter auf die Weinlandschaften sind atemberaubend. Zurück in Paarl legt Josh erst einmal Hand an Mias Maschine an und verpasst ihr einen Ölwechsel, einen neuen Kettensatz und macht ein bisschen Feintuning an der Hebelage und dem Fahrwerk. Mias ist voll dabei und bekommt so gleichzeitig einen kleinen Mechaniker-Kurs. Die beiden werkeln zwei Tage und haben viel Freude dabei. Die BMW flitzt anschließend wie nie zuvor über die Straßen.

Während unserer Zeit in Paarl landen in Kapstadt Nadine und Philipp. In letzter Zeit haben wir ein etwas erhöhtes Besucheraufkommen. Die beiden haben drei Wochen Zeit, Südafrika ein bisschen zu erkunden, und sind sehr dankbar über unsere Erfahrungen und Empfehlungen. Im Voraus haben wir schon beschlossen, einige Tage zusammen zu reisen. Die beiden treffen mit ihrem Mietwagen schließlich in Paarl ein. Joshua und Nadine kennen sich schon seit Schulzeiten, Philipp ist uns bisher nur vom Telefonieren bekannt. Aber wir alle vier sind uns von Anfang an sympathisch. Kurz nach ihrer Ankunft sitzen wir schon über der Karte und planen die gemeinsame Woche.

Bevor wir aber ins Ungewisse aufbrechen, steht uns zuerst ein Abenteuer bevor. Wir werden mit Mias' Kumpel Devin einen Tag Canyoning machen und am darauf folgenden Morgen mit Mias einen Flug mit seinem Gleitschirm! Der Nervenkitzel ist groß, als wir uns am Morgen am Toitskloof Pass mit Devin treffen. Während Philipp und Josh es kaum erwarten können, sind sich Nadine und ich bei der ganzen Sache noch nicht so sicher. Mias ist auch dabei, um Devin bei seiner Tour mit uns zu unterstützen. Nach einer kurzen Einweisung schlüpfen wir in einen Taucheranzug gegen die Kälte des Wassers und los geht es! Frohen Mutes wandern wir erst mal kleine Pfade entlang des Flusses. Der Weg geht nur ein bisschen bergab und der kleine Fluss hat auch nicht viel Wasser, und noch kann ich mir nicht wirklich vorstellen, was uns bevorsteht. Dann stehen wir aber plötzlich vor einer Felskante, an der sich das Flösslein als doch recht großer Wasserfall herabstürzt. „Das sind 23 Meter, da werden wir uns jetzt



abseilen“, ruft Devin fröhlich. Meine Augen werden groß wie Teller und auch Nadine bekommt etwas Schnappatmung. Devin wird uns von oben hintersichern, Mias empfängt uns unten. Während wir in unsere Klettergurte steigen, steht Nadine und mir die Angst ins Gesicht geschrieben. Joshua und Philipp sind guten Mutes. Ich stehe von uns Vieren am ehesten in Devins Reichweite. Er schnappt mich an meinem Gurt und hakt mich am Sicherheitsseil ein. Nun muss ich als Erste die Klippe hinunter! Der erste Schritt über die Kante kostet die größte Überwindung. Auch wenn man eigentlich weiß, dass man nicht fällt, weil man ja sicher im Gurt hängt, muss der Verstand sich erst mal an diesen Gedanken gewöhnen. Hat man diesen ersten Schritt aber geschafft, geht es besser. Ich taste mich langsam mit den Füßen am Fels hinunter. Meine Beine zittern leicht und ein bisschen Höhenangst ergreift mich, aber das Adrenalin in meinem Körper lässt mich hochkonzentriert einen Schritt nach dem anderen setzen. Langsam aber kontrolliert seile ich mich die 23 Meter ab.

Unten angekommen, lande ich direkt in einem vom Wasserfall geformten Becken. Das eiskalte Wasser gibt den Lebensgeistern nochmal einen zusätzlichen Schock. Ich bin überglücklich, es geschafft zu haben, und falle Mias, der sich mit mir freut, erst einmal um den Hals.

Gleichzeitig pfeift und jubelt Devin von oben, und auch Nadine, Philipp und Josh freuen sich. Was für ein Erlebnis! Einer nach dem anderen seilt sich ab und kommt aufgeregt, aber freudig unten an. Josh hüpfte wie ein Äffchen die Felsen hinunter, so etwas wie Höhenangst kennt er nicht. Wir haben es alle gut gemeistert! Hundert Meter weiter geht das Ganze dann von vorne los, wir stehen vor der nächsten Kante. Diesmal aber nur zehn Meter. Wieder kostet es Überwindung, aber diesmal ist es schon ein bisschen einfacher. Während Nadine und ich unten angekommen unsere eiskalten Füße wärmen, übt Devin mit Josh und Philipp springen. Der erste Sprung aus zwei Metern Höhe, der zweite aus fünf, der dritte aus zwölf und zum Schluss aus sechzehn Metern Höhe! Immer hinein ins eisige Wasser. Mutig, die Herren! Es macht ihnen viel Freude, aber wegen der kalten Temperaturen müssen sie dann schließlich doch aufhören, bevor es noch Erfrierungen gibt. Bei einem kleinen Mittagessen wärmen wir uns auf. Wir alle sind an diesem Tag an unsere Grenzen und darüber hinaus



gegangen und hatten extrem viel Spaß! Am Abend lassen wir das Erlebnis bei einem gemeinsamen Essen noch einmal Revue passieren. Wir haben es noch kaum verarbeitet, da steht am Folgetag bereits das nächste Abenteuer an. Am Morgen treffen wir Mias und seinen Kollegen Riad am Franschoek Pass, von wo aus beide uns zum Paragliding mitnehmen. Wo Nadine und Philipp der ganzen Sache etwas ängstlich gegenüberstehen, können Josh und ich es kaum erwarten. Riad schnallt Josh vor sich in den Schirm und Mias mich. Kurz hintereinander starten wir und fliegen dem Himmel entgegen. „Willkommen in meinem Büro“ ruft Mias, als wir in der Luft sind. Die Thermik ist gut und wir fliegen lange zwischen den Bergen über Franschoek. Ich kann mich kaum sattsehen, ich fühle mich wirklich vogelfrei. Wir begegnen Riad und Josh immer mal in der Luft, können uns sogar winken und zurufen. Dann fliegen wir wieder in unterschiedliche Richtungen weg. Wir sacken ein bisschen ab, bevor der Wind uns wieder erfasst und hoch in den Himmel trägt.



Es könnte ewig so weitergehen! Ich vertraue Mias völlig und genieße jede Minute unseres Fluges, bevor wir schließlich wieder landen. Josh ist mit Riad fast eine halbe Stunde in der Luft und die beiden schaffen es mit der Thermik noch über den höchsten Gipfel des Gebirgszuges aufzusteigen, bevor es wieder zurückgeht. Dann sind Nadine und Philipp an der Reihe. Sie beide fliegen nicht ganz so lange, denn so richtig wohl fühlen sie sich nicht. Dennoch sind sie froh über die neue Erfahrung. Ich schwebe auch nach dem Flug noch wie auf Wolken. Dieser Tag mit diesem Erlebnis ist für mich einer der schönsten der Reise! Das Kribbeln in meinem Bauch während des Fluges werde ich so schnell nicht vergessen. Es wird sicher nicht das letzte Mal in einem solchen Gleitschirm für mich gewesen sein! Jeder kann natürlich mit Mias abheben.

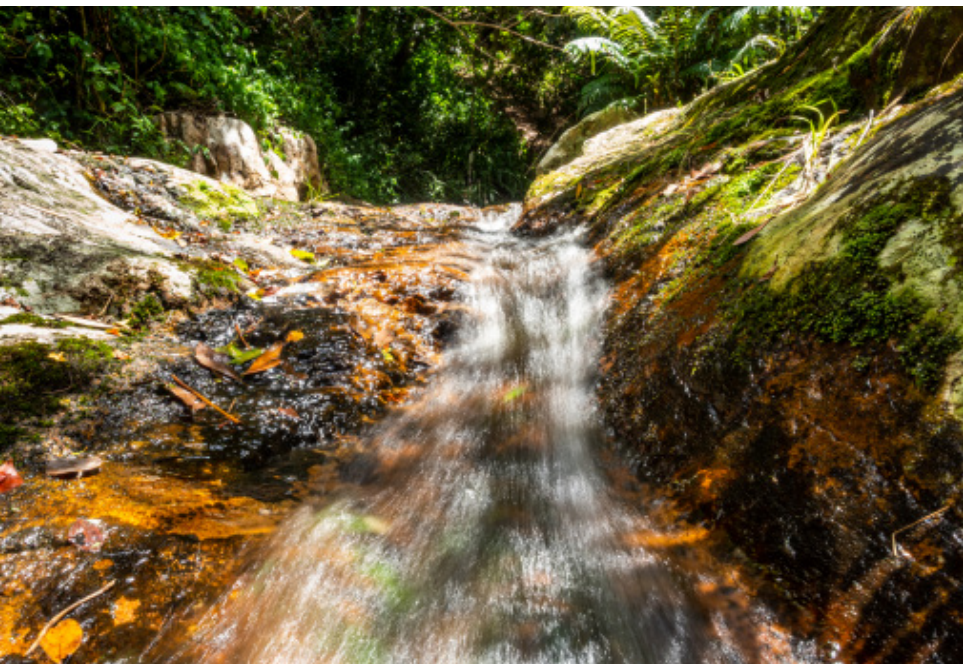
Aus ein paar Tagen mit Nadine und Philipp werden fast zwei Wochen zusammen. Wir lassen uns treiben, suchen immer eine Unterkunft, in der die beiden ein Zimmer finden und wir gleichzeitig zelten können. Wir planen von Tag zu Tag, trennen uns für ein paar Stunden und finden abends wieder zusammen. Wir beeinflussen uns gegenseitig positiv und unsere Stimmung ist hervorragend. Entlang der Küste fahren wir langsam bis zum Garden Route Nationalpark. Dort finden sich tatsächlich auch wieder mal ein paar Offroad-Pisten. Über die „Sieben-Pass-Straße“ flitzen wir auf Schotter und Lehm durch den Nationalpark. Es staubt bei Weitem nicht so wie auf den Pisten in Namibia und ich habe schon wieder ein bisschen Freude am Offroad-Fahren. Die Bäume stehen dicht und der Wald ist sehr naturbelassen. Urig verwachsen und voller Moose in vollem Grün erstreckt er sich links und rechts der Piste. Philipp und Nadine üben sich ebenfalls mit dem Auto im Schotterpisten-Fahren und haben viel Spaß im Dreck! Im Rückspiegel kann ich sie immer mal wieder hin- und herrutschen sehen. Schließlich liegt das kleine Städtchen Knysna vor uns, idyllisch an der Küste in einer malerischen Bucht. Wir fühlen uns direkt wohl hier, es ist eine ruhige Kleinstadt, nicht überlaufen, und wir sind umgeben von wunderschöner Natur. Auf der einen Seite erstreckt sich der Garden Route Nationalpark mit seinen großen Waldflächen, auf der anderen Seite das strahlende Blau des Meeres.

Spontan entscheiden wir hierzubleiben, auch weil es die letzten Tage mit Philipp und Nadine sind, bevor sich unsere Wege trennen. Joshua und ich besuchen hier das Motorrad-Museum „The Motor-

cycle Room“. Über 150 Motorräder aller Art sind hier zu sehen. Von Sportmaschinen über Reiseenduros, von den ersten Trial-mopeds zu selbstgebaute Unikaten ist hier alles zu finden. Auch eine Cousine unserer beiden Hondas, die Honda CRF 250 L der Holländerin Noraly Schoenmaker, ist seit neuestem hier zu sehen. Noraly ist ähnlich wie wir über 40.000 Kilometer durchs südliche Afrika mit dieser Maschine gereist. Leider haben wir uns in Namibia knapp verpasst. Da zeigt sich einmal mehr, dass Motorrad-Reisen durchaus mit kleinen Maschinen und kleinem Motorvolumen gemeistert werden können! Ein Hoch auf unsere treuen Einzylinder! Lange schlendern wir zwischen all den verschiedenen Modellen hindurch und Joshua philosophiert mit dem Besitzer über Reisen, Schrauben und Endurofahren. Über unsere Reise ist er begeistert, denn auch er ist vor ein paar Jahren von Kairo nach Kapstadt gefahren.

Unseren letzten Tag zu viert verbringen wir wandernd im Garden Route Nationalpark. Von den Klippen führt ein wunderschöner kleiner Pfad hinunter an die Küste. Der ursprüngliche Wald, die gute Luft, die vielen verschiedenen Pflanzen- und Tierarten und die Einsamkeit begeistern uns – wir begegnen keiner Menschenseele. Wir genießen diese Wanderung in vollen Zügen und lassen so unsere gemeinsame Zeit langsam ausklingen. Fast zwei Wochen sind wir zusammen gereist, haben sehr viel erlebt und Neues gelernt. Nun heißt es Abschied nehmen, denn Nadine und Philipp müssen langsam zurück in Richtung Kapstadt. Dort müssen sie ihren Mietwagen abgeben und von dort fliegen sie zurück in die Heimat. Ein letztes gemeinsames Frühstück, ein letztes Winken aus dem Auto und schon sind sie um die nächste Ecke verschwunden. Von nun an reisen wir wieder allein. Aber zurück zu Hause werden wir uns gewiss wiedersehen!

Von Knysna aus wollen wir den Prince Albert Pass Richtung Norden befahren. Das heißt, wir nehmen es wieder mit längeren Offroad-Passagen auf. Nach den 10.000 Kilometern Staubpiste in Namibia brauchten wir erstmal keinen Dreck mehr im Gesicht. Nun juckt es dann doch wieder in unseren Fingern und die letzten Schotterpisten liegen ja nun auch schon ein bisschen zurück. Auf in die Berge! Die Piste ist einfach zu befahren und die gebirgige Landschaft mit den Ausblicken von oben über die vielen Bergkuppen auf der einen und den Küstenstreifen auf der anderen Seite belohnt das nur langsame Heraufschleichen der Bikes auf die Bergpässe mit schönen Blicken



und unendlich vielen Kurven. Unser nächstes Ziel wird Port Elizabeth sein. Aber die langweilige, schnurgerade Straße entlang der Küste wollen wir nicht nehmen. Stattdessen fahren wir durch die Baviaanskloof (Pavianschlucht) Richtung Osten. Die kleine, enge Schotterpiste schlängelt sich über Bergkämme, klettert die Hügel hinauf und hinunter, wird manchmal ziemlich steil, steinig und rutschig und überquert über 20 Flussläufe! Ich glaube, ich habe noch nie so viel Wasser an einem Tag überquert! Einige führen wenig, andere ein bisschen und viele ganz ordentlich Wasser. Mit dem steinigen Untergrund wird das manches Mal zur Wackelpartie. Die Anstiege der kleinen Pässe zwischen den Flusstälern sind teilweise so ausgewaschen, dass mit Beton versucht wurde, zwei Reifenspuren zu gießen. Aber auch diese sind zerrissen, abgebrochen oder bereits ganz verschwunden. Diese Betonbrocken erschweren das Fahren zusätzlich und die Gefahr, auf diesem schmalen Weg in Richtung Abgrund zu rutschen, sorgt für etwas Nervenkitzel. Die Bikes graben sich aber hervorragend durch jedes Loch und um jede Kurve. Gegen Ende wird die Piste besser. Sie ist bei Weitem nicht mehr so ausgewaschen und verläuft nun flacher zum Ende der Schlucht.

In Port Elizabeth holen wir zuerst unsere lang ersehnten Reifen ab. Bestellt hat sie Marietjie Kruger, unsere Freundin aus Swakopmund, allerdings bereits vor Monaten. Der Container aus Europa kam und kam nicht an, erst gab es Produktionsprobleme, dann Lieferschwierigkeiten und dann hatte das Schiff Verspätung. Covid ist da immer eine gute Entschuldigung... Jetzt sind sie jedoch endlich im Hafen eingetroffen, entladen worden und wir können unsere vier nagelneuen

Mitas-Reifen direkt im Lager abholen. Josh schnallt sie (alle vier!) hinter sich auf die kleine Honda. Ein witziges Bild gibt das ab, er kann jetzt nur noch im Stehen fahren! Gott sei Dank sind es nur fünf Kilometer durch die Stadt bis zu Xtreme Yamaha und die meisten Ampeln auf dem Weg sind grün... denn Anhalten kann er kaum. Warren, den Chef des Yamaha-Teams, haben wir durch Zufall in einem Restaurant kurz nach der Baviaanskloof kennengelernt. Er hat uns angesprochen und gefragt, ob wir irgendetwas für die Bikes benötigen, da er für Yamaha Motorrad arbeitet. Auf unsere Antwort „Eine Werkstatt bräuchten wir tatsächlich!“ hat er uns sofort seine angeboten. Das Angebot nehmen wir gerne an – und innerhalb eines Nachmittags hat Josh die neuen Reifen aufgezogen, neue Vorderrad-Bremsbeläge montiert und die Ketten ordentlich gewartet. Dabei stellt er fest, dass beide Motorräder nach den heftigen Wellblechpisten Namibias neue Lenkkopflager brauchen. Die vielen Schläge der zahllosen Wellen auf Afrikas Pisten fordern nun nach fast 50.000 Kilometern ihren Tribut. Wir finden in der Stadt Gott sei Dank einen Händler, Speedyquip, der uns zwei neue Lager innerhalb eines Tages aus Kapstadt besorgen kann. So kann Josh sie am Folgetag einbauen, wofür wir auch wieder die Werkstatt von Yamaha nutzen dürfen. Zusätzlich bekommen beide Bikes neues Öl. Jetzt können die nächsten 15.000 Kilometer kommen! Die Bergwände öffnen sich sprichwörtlich und eine weite Ebene mit viel Wein- und Obstgärten liegt vor uns.

Wir haben die Baviaanskloof gemeistert – wie sich die folgenden Tage herausstellt, gerade noch rechtzeitig, denn starke Regenfälle sorgen dafür, dass die Schlucht geflutet wird und durch manche





Flussdurchfahrten kein Durchkommen mehr ist! Glück gehabt. Während unserer Zeit in Port Elizabeth wohnen wir bei Marius Bosch, ebenfalls Motorradreisender. Wir haben Marius in Sambia auf der Straße getroffen. Als er uns von Ferne kommen sah, hat er mit seiner BMW 1200 GS einfach die Straße blockiert, um sich mit uns zu unterhalten. Wir haben uns eine halbe Stunde über das Reisen ausgetauscht, bevor sich unsere Wege wieder trennten. Er fuhr mit den Worten „Wenn ihr einmal in P.E. seid, meldet euch!“. Und so sind wir nun bei ihm angekommen. Er hat ein kleines Gästezimmer für uns, in dem wir so lange bleiben können, wie wir möchten. Am ersten Abend wird natürlich standardmäßig gegrillt und wir sitzen lange bei Bier und Wein zusammen. Marius freut sich über unsere Gesellschaft. In dem großen Haus lebt er alleine, von seiner Frau ist er geschieden und seinen Sohn Brandon hat er Anfang dieses Jahres verloren. Er war jünger als wir. In Gedenken an ihn hat er seine Motorradreise unternommen, auf der wir ihn in Sambia getroffen haben. Überall, wo er war, hat er Aufkleber von Brandon verteilt, um ihn in Erinnerung weiterleben zu lassen. Auf dem bekannten Motorradreise-Treffen „HorizonsUnlimited“ in Johannesburg hat er vor kurzem sogar eine Präsentation über seine



Reise gehalten. Marius hat keine leichte Zeit im Moment, aber wie er damit umgeht und versucht das Beste daraus zu machen, ist bemerkenswert!

- Joana

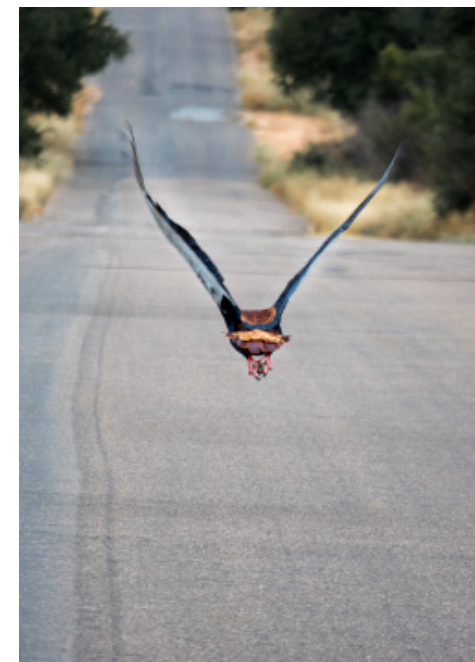
Wir sind in Gedanken noch bei Marius und der schönen Zeit, die wir bei ihm in Port Elizabeth hatten, als wir seinem Tipp folgend von der geteerten Hauptstraße auf eine kleine Erdpiste einbiegen. Wir folgen dieser einige Zeit, bevor wir vor einem elektrischen Tor mit allerlei Sicherheitshinweisen und bedrohlich aussehenden Tiersymbolen stehen. Nach kurzem Gespräch mit dem Wächter klappt die Pforte zur Seite und wir rollen vorsichtig weiter. Wenige Meter weiter sind wir bereits von einer Herde Zebras zu beiden Seiten der schmalen Piste umgeben.

Die Route führt uns durch drei private Tierschutzgebiete und immer, wenn diese sich zu beiden Seiten einer öffentlichen „Durchgangsstraße“ – oder in unserem Fall eher eines öffentlichen Feldwegs – erstrecken, ist es legal, das Schutzgebiet auf diesem zu durchqueren. Frei von Gebühren und mit jeder Art von Fahrzeug. Abweichen von der Hauptroute oder aus- bzw. absteigen ist nicht erlaubt. Für uns aller-



dings ist das so schon Abenteuer genug. Wir dürfen Giraffen, Zebras, Kudus, Antilopen, Strauße, Elefanten und sogar zwei Nashörner vom Sattel unserer Motorräder aus beobachten. Das hat seinen ganz speziellen Reiz, denn das Erlebnis und die Nähe zu den Tieren ist ohne den Blechkasten des Autos drumherum noch viel intensiver.

Auf kleinen Landstraßen und abgelegenen Pisten geht es weiter, immer Richtung Nordosten, auf die Gipfel Lesothos zu. Noch bevor die Dreitausender zu sehen sind, hebt sich das Land bereits zu zahlreichen kleineren Gipfeln, Tafelbergen und vereinzelt Hochplateaus. Von diesen stürzen die Wassermassen gerade zu dieser Jahreszeit kräftig in die Tiefe. In Hogsback, einem kleinen Bergdorf am Rande einer solchen Klippe, machen wir eine sehr schöne Rast in dem lokalen Backpacker-Hostel mit angeschlossenem gemütlichen Campingplatz. Ein kleines Lagerfeuer ist aus den umherliegenden Ästen schnell entzündet und der Abend kann entspannt ausklingen.



Am nächsten Morgen entdecken wir die Badewanne am Rande der Welt. Kurz vor einem Klippenüberhang haben sie eine Wanne in den Fels eingemauert und man kann mit wunderschönem Blick ins Tal und auf die Wasserfälle entlang der Klippe ein warmes Bad nehmen. Die Hygiene nach dem Bad hält allerdings nicht sehr lange an, da die umliegenden Pfade zum Laufen einladen. Da wird doch gleich mal die „Drei Wasserfälle“-Tagesetappe vor dem Frühstück gerannt. Der schmale Pfad durch den dichten, feuchten Regenwald, gefüllt von der morgendlichen Bergluft und den Aromen feuchter Pflanzen, ist ein Genuss. Es ist natürlich zu dieser frühen Stunde noch niemand unterwegs, was die Stille an diesem verwunschenen Ort vollkommen macht. Nach dem letzten Wasserfall, der sich über 20 Meter Breite in die Tiefe stürzt, ist das stetige Rauf und Runter zwischen Plateau und Tal beendet. Nun geht es auf einem ebenen Forstweg zurück in den Ort und direkt zum Frühstück. Ich bin am Verhungern.

Obwohl wir sehr spät aufbrechen, schaffen wir an diesem Tag über 300 Kilometer mit erheblichem Anteil an unbefestigten Wegen. So kommen wir fast bis Lesotho und kehren am Abend in Rhodes ein. Dieses gemütliche Dorf liegt im letzten Tal vor der bergigen Grenze zum Bergkönigreich. Völlig abgeschieden vom Rest der Welt scheint hier die Zeit stehen geblieben zu sein. Allein die Abwesenheit der mittlerweile normal gewordenen Elektro- und Stacheldrahtzäune, von bewaffneten Privatarmeen bewacht, wie sie im ganzen Land üblich sind, gibt uns ein schönes Gefühl der Sicherheit und Entspannung. Das alte Hotel im Ortskern ist die einzige offene Übernachtungsmöglichkeit in dieser touristenfreien Zeit. Es ist etwas teurer als unser üblicher Campingplatz, aber dafür überrascht man uns mit hervorragender südafrikanischer Küche. Die gibt es einfach zur Übernachtung dazu. Das frische Rindersteak von der angrenzenden Farm desselben Besitzers ist eines der besten, das wir hier unten zwischen die Zähne bekommen haben. In Südafrika versteht man etwas von Steaks und es ist nicht umsonst die Nation mit dem höchsten Fleischkonsum pro Kopf.

Mit der aufgehenden Sonne brechen wir von Rhodes nach Norden auf. Die Piste wird schmaler und schmaler, während sie sich in Spitzkehren den zerklüfteten Hang zur Grenze Lesothos hinaufhängelt. Noch ist es nicht an der Zeit, ins Bergkönigreich vorzudringen, und kurz vor der Grenzlinie knickt die Piste nach Osten ab.





Wir folgen der TT (Tenahead-Tiffindell) contour road, bis wir uns auf knapp dreitausend Meter geschraubt haben. Ein kleiner Wegweiser informiert uns, dass wir nun auf der höchsten Straße Südafrikas unterwegs sind. Die Ausblicke in die langgezogenen Nord-Süd-Täler, die von den Bächen und Flüssen über die Jahrtausende tief ins älteste Bergmassiv des Globus gefressen wurden, lassen auch unser Herz höher schlagen. Wir lieben diese Berge. Die Gipfel zeichnen sich rau und unüberwindbar gegen den blau-grauen, von massiven Wolkenbergen durchsetzten Himmel ab. Über den Horizont ziehen einzelne, tiefschwarze Gewitterschauer und gelegentliche Blitze. Dazu im Kontrast stehen die nach unten hin immer weicher und fruchtbarer werdenden Täler und Schluchten, die sich wie Adern vom Herzen der Berge wegschlängeln. Sie sind mit einem fast leuchtend grünen Teppich aus subtropischen Pflanzen und feuchtem Regenwald überzogen. Vereinzelt steigt Nebel aus den Wäldern und von den zahllosen

Wasserfällen auf und gibt dem ganzen Panorama etwas Mystisches. Eine Landschaft, in der man sich über das Auftauchen von ein paar prähistorischen Tieren aus einem Land vor unserer Zeit nicht sonderlich wundern würde. Obwohl die Piste eher zu den schwierigeren Erfahrungen unserer bisherigen Südafrika-Etappe zählt und wir sehr langsam vorwärtskommen, haben wir durch unseren frühen Aufbruch zum Glück genug Zeit, um immer mal wieder Halt zu machen, durchzuatmen und die Kulisse in uns aufzunehmen.

Von einer Empfehlung fahren wir zur nächsten. Wir haben viele Linien, Kreise, Namen, Routen und Schlafplätze von unseren südafrikanischen Motorradfreunden auf unsere Landkarte gemalt bekommen. Das Lesen der ursprünglichen Informationen ist an manchen Stellen schon etwas schwierig geworden, aber die Notizen haben uns schon an so manche Orte geführt, die wir im Reiseführer nie gefunden hätten. Nicht, dass hier jetzt Missverständnisse aufkommen: Wir besitzen

natürlich keinen Reiseführer, eben weil wir uns gerne durchfragen und überraschen lassen. Manchmal kommt es vor, dass man sich bei einem Tipp nicht so sicher ist, ob er den Weg wirklich wert ist. Häufen sich jedoch die Empfehlungen für einen Ort von verschiedenen Leuten, so kann man davon ausgehen, dass man sich das auf jeden Fall anschauen sollte.

Unsere kommende Route führt uns über einen Pass, der uns von eigentlich jedem Biker empfohlen wurde, den wir getroffen haben: der Sani Pass. Bis zur südafrikanischen Grenzstation ist die Passstraße mittlerweile asphaltiert. Die leichten Kehren durch das sanft ansteigende Tal gleiten die Motorräder in traumhafter Kulisse entlang. Auf 2000 Metern betreten wir, nach dem obligatorischen Stäbchen in der Nase, den Grenzbereich zwischen Südafrika und Lesotho. Visa, Zollabwicklung, Versicherung etc. sind nicht nötig, da Lesotho politisch fast als ein Bundesstaat mit Sonderrechten zu Südafrika gezählt werden kann. Die nächsten acht Kilometer sind logistisch für



die beiden Länder eher unwichtig, die LKW rollen über den Norden und Westen nach Lesotho, wo sie sich keine engen Canyons und fast unüberwindbaren Klippen hochschlängeln müssen. Der Asphalt endet an der südafrikanischen Grenzstation, die folgende Piste wird regelmäßig von Bergbächen und kleinen Flüssen überspült, die Steigung übertrifft teilweise die 25%-Marke und in den Kurven dockt der Lenker regelmäßig am Lenkanschlag an. Auf 2500 Meter Höhe versinken wir plötzlich im dichten Nebel der Wolken... um auf 3000 Metern wieder von den Wolken ausgespuckt zu werden. Es bietet sich uns ein atemberaubender Blick über das Wolkenmeer, das vergeblich gegen die Bergklippen anbrandet, ohne darüber hinwegzukommen. Die Wolken sind zum Greifen nah und so kompakt, dass es wirkt, als ob man auf der Watte dort unten laufen könnte.

Diese Nacht schlafen wir direkt auf der Passhöhe neben der höchstgelegenen Kneipe Afrikas. Der Himmel ist glasklar und mit Sternen übersät. Das Bild ist so beeindruckend, dass ich beschließe, draußen zu schlafen. Temperaturen um den Gefrierpunkt und windige Böen bringen den leichten Daunenschlafsack an seine Grenzen, aber eben noch nicht darüber. Um vier Uhr morgens ist die Nacht vorbei. Der Sonnenaufgang lockt und wir bewegen uns in dem mittlerweile schneidenden Wind auf den Klippenrand zu, um das Spektakel zu genießen. Drei Stunden später sitzen wir abfahrtsbereit in der warmen Kneipe an Afrikas höchster Bar und gönnen uns ein paar Eier mit Speck und einen Kaffee, während wir versuchen, alle Wärme des gemütlichen Raumes in uns aufzunehmen, bevor es wieder raus auf die Straße geht. Die Sonne steht uns heute Morgen angenehm wärmend im Rücken, doch es soll leider das letzte Mal für diese Woche sein, dass wir sie zu Gesicht bekommen. Die ersten zehn Minuten hält sich das wohlige Gefühl, bevor die Kälte zuerst in die Finger, dann in den Helm und schließlich in den ganzen Körper kriecht. Der gesamte Südosten Lesothos liegt auf einer Höhe zwischen 2300 und 3300 Metern. Auch im hiesigen Sommer wird es nie richtig warm. Wir haben uns verschätzt, was die Wetterbedingungen angeht, und auf der nun folgenden Etappe werden wir uns auch gehörig verschätzen, was die Straßenqualität angeht. Noch fahren wir auf piekfeinem Asphalt...

In Mkothlong füllen wir unsere Tanks, Nahrung und Wasser für zwei Tage auf. Von hier aus geht es wieder unbefestigt in den äußersten Südosten des Landes, direkt zu den höchsten Bergen des südlichen

Afrikas. Wir möchten heute versuchen, bis in den Selabethebe Nationalpark zu kommen und dabei den Matebeng Pass mit über 3000 Metern Höhe zu überqueren. Das sind nur 80 Kilometer Luftlinie von Mkothlong, aber auf der Piste ist es die dreifache Distanz. Das spricht für eine sehr kurvige Strecke. Fahren in Lesotho ist wie Bergsteigen, es gibt nur zwei Straßenverläufe: Rauf oder runter. Doch schon am frühen Nachmittag haben wir einen Großteil der Strecke durch die vielen kleinen Bergdörfer zurückgelegt. Wir sind guter Dinge, ganz entspannt noch vor der Kaffeezeit im Nationalpark anzukommen.

Lesotho gefällt uns bis jetzt ausgesprochen gut. Die nette und offene Umgangsform der Menschen hier ist nach der verschlossenen Art der meisten schwarzen Südafrikaner Balsam für unsere Seele. Die Kinder springen endlich wieder auf die Straße und fordern uns zum Vorderrad-Lupfen auf, schreien uns vergnügt entgegen und winken uns aufgeregt zu. Die Erwachsenen lachen uns an, versuchen sich überall, wo wir anhalten, mit uns zu unterhalten und freuen sich schon, wenn wir einfach nur zurückwinken. Obwohl das Leben hier in den unwirtlichen Bergen ungleich viel schwerer als in den südafrikanischen Metropolen scheint, kommen die Menschen hier wesentlich ausgeglichener rüber. Jeder hat hier sein eigenes kleines Feld, ist gleichzeitig Farmer, Schafhirte, Architekt und Landschaftsbauer. Man legt seine eigenen Terrassen an, baut ein paar Viehstände und Hüttchen für die Familie darauf und pflanzt etwas Mais, Bohnen, Zwiebeln etc. drumherum. Ein bodenständiges, aber freies Leben in den Bergen, denen man halt das Nötigste in schwerer Arbeit abringen muss. Aber es bekommt den Menschen offensichtlich besser als einmal monatlich vor der Behörde zu stehen und sich seine staatliche Grundhilfe abzuholen oder die Nahrung einfach von der UN zu beziehen und dann wieder in der Blechhütte zu verschwinden, um den Fernseher anzuschmeißen. Lesotho ist einfach wieder richtig Afrika und die Menschen heißen uns trotz der niedrigen Temperaturen wirklich warmherzig willkommen.

Die tief hängenden grauen Wolken begleiten uns seit Mkothlong. Gelegentlich umfängt uns Dunkelheit, wenn wir auf den Bergkämmen von den Wolken eingehüllt werden.

Wir fahren zügig, wo es möglich ist, und schaffen es irgendwie bis zum Fuße des Matebeng-Massivs, ohne richtig nass zu werden.

Die Gewitter verdichten sich vor den Berggipfeln und uns wird ein





bisschen mulmig, als der Donner immer etwas näher kommt. Bei der kurvigen Piste, die vor uns liegt, wird es auf jeden Fall schwierig, dem Regen weiter davonzufahren. Von der vermeintlichen Hauptstraße, die laut Karte am Ende des Tals vor den fast senkrecht aufragenden Bergen in einer Sackgasse endet, zweigt in einer unauffälligen Kurve ein Weg ab, an dem wir natürlich erst mal voll vorbeirauschen. Nach ein paar Kilometern bemerken wir unseren Fehler und brauchen eine Weile, bis wir die Einmündung finden. Die Strecke ist tatsächlich nicht viel mehr als ein anderthalbspuriger Pfad, aber die Karte und die Navigation sind sich einig: Da geht es lang! Gleich am ersten Bach bemerken wir, dass dieser Weg wirklich lange nicht gepflegt wurde und auf gar keinen Fall der Erwartung der dicken gelben Linie auf unserer Karte gerecht wird, die ihn als eine Hauptverbindung ausweist. So schlimm kann es schon nicht werden, denken wir uns, und fahren mit Schwung über die schräge, talwärts ragende Betonplatte, die einmal eine Art befestigte Furt dargestellt haben muss. Es sind nur ca. 30 Kilometer Passstraße. Wir sollten also in einer Stunde auf der anderen Seite sein...

Es beginnt zu regnen. Erst tröpfchenweise, zur Passhöhe hin dann eher eimerweise. Der Weg ist an vielen Stellen durch die jahrelange Abnutzung tief in die Bergflanke eingeschnitten und damit eine unfreiwillige Drainage für die Wassermassen, die auf dem felsigen Boden nicht versickern können. Teile des Weges verwandeln sich zum Flussbett. Die kindskopfgroßen, glitschigen Steine destabilisieren das Motorrad im schnell fließenden Wasser erheblich. Joana schmeißt die Maschine sogleich mitten in den Bachlauf. Es bleibt nicht bei diesem einen Sturz. Kurz vor der eigentlichen Passhöhe wird es wirklich steil, die Räder finden wenig Halt auf dem glitschigen Fels und ich muss immer öfter beide Bikes über die Schlüsselstellen manövrieren. Die vielen Tageskilometer machen sich in der Konzentration bemerkbar. Von wegen eine Stunde bis Feierabend, wir brauchen fast vier Stunden für die letzten 30 Kilometer. Zu allem Überfluss erwartet uns hinter der Passhöhe dichter Nebel. Wir können nur wenige Meter weit sehen und hoffen einfach, dass es hier keine wichtigen Abzweigungen gibt.

Den Entwässerungsfluss des südlichen Tales überqueren wir auf dem Weg nach unten sage und schreibe acht Mal und natürlich steigt der Wasserspiegel, je weiter wir runter fahren. Bei mitunter 80



Zentimetern fließender Wassertiefe sind wir echt froh über die gute Verarbeitung der tiefer liegenden Elektrik und den hohen Ansaugstutzen unserer kleinen Hondas. Bei der vorletzten Querung erwische ich im undurchsichtigen Wasser eine glitschige Kante mit dem Hinterrad, das Bike dreht sich und ich liege mit vollem Gepäck im stark fließenden und eiskalten Wasser. Zum Glück hat mich der ungewollte Drift längs zur Fließrichtung hingeworfen. Ob ich das Bike gegen die Strömung aufrichten könnte, ist fraglich. Selbst längs zum Wasser ist das Aufrichten auf dem rutschigen Untergrund ein Kraftakt. Joana kann mir nicht helfen, der Fluss ist zu tief, um schnell rüberzufahren. Meine Füße beginnen ihr Gefühl zu verlieren, während ich vorsichtig die Zündung aus- und wieder einschalte, in der Hoffnung, das Motorrad springt mitten im Wasser einfach wieder an, nachdem es komplett getaucht wurde. Schlüssel auf ON, das gewohnte Summen der Benzinpumpe, ein gutes Zeichen, Anlasserknöpfchen drücken... läuft!!!

Völlig durchgefroren kommen wir in der Dämmerung am Nationalpark an. Die Lodge und der Campingplatz haben geschlossen. Zum Glück sind noch zwei Wächter vor Ort, um auf die Einrichtung achtzugeben, bis mal wieder touristische Zeiten anbrechen.

Als sie uns in unserem Zustand sehen, fangen sie an zu telefonieren und schließen uns kurze Zeit später eine der Mitarbeiterunterkünfte auf und machen uns sogar die Gasheizung an. Welch ein verdammter Luxus in dieser nassen Einöde. Klasse! Wir schlafen warm und trocken und so tief wie schon lange nicht mehr. In den darauffolgenden Tagen lernen wir, mit der Kälte zu leben. Das Thermometer klettert selten in den zweistelligen Bereich und bis auf einen schönen Nachmittag sehen wir nur Regen und Nebel in Lesotho. So viel Glück, wie wir auf unserer Reise bisher hatten, muss man wohl auch mal Pech haben. So verwöhnt wie wir nach 14 Monaten Afrika sind, schlägt uns das Wetter schon sehr aufs Gemüt.

Als ich dann noch am Sonntag um ein Haar mit einer der unzähligen volltrunkenen Autofahrerinnen kollidiere und das Ganze nur durch einen gezielten Rutscher abwenden kann, rutscht Joana das Herz in die Hose. Hätte mich das Auto getroffen, wäre diese Reise wohl hier erst mal zu Ende gewesen. Das Auto taucht ohne Blinker oder Licht auf einem der Schlammwege hinter dem hohen Schilfgras auf und fährt ohne zu zögern direkt vor mir auf die Hauptstraße. Wir haben allein an diesem Tag bereits zwei leichte Unfälle direkt am Straßenrand gesehen. Nach einer kurzen Unterhaltung und der Frage, ob wir helfen können, sind wir uns ziemlich sicher: Alle sind auf Alkohol zurückzuführen. Lesotho hat, wie viele afrikanische Regionen südlich der Sahara, ein massives Alkoholproblem. Zum Glück sind unsere Motorräder so leicht und robust und die Satteltaschen rutschen brav zur Seite bei Bodenkontakt. Außer ein paar ordentlichen Kratzern und ein paar verdrehten Teilen, die man wieder zurückdrehen kann, ist nichts passiert. Nur meine löchrige Regenkombi ist nun wohl nicht mehr dicht... aber das war sie auch vor dem Unfall schon nicht so richtig.

Die nächsten Tage scheinen Regen und Nebel einen Staffellauf zu veranstalten. Wenn der eine nicht schlierend über den Helm läuft, dann kriecht der andere dir kalt in die Klamotten. Am letzten Abend, bevor wir Lesotho wetterbedingt etwas schneller als geplant verlassen, genießen wir noch etwas Kultur. Unverhofft finden wir einen gemütlichen Schutz vor dem allgegenwärtigen Nass in einem günstigen Hotel, das auch als Veranstaltungsräumlichkeit dient. Hier feiern heute die Eltern mit ihren Schützlingen den ersten Jahresabschluss der jungen Schüler. Natürlich sind wir mittendrin und es gibt zur Feier

des Tages noch eine Fotoserie auf dem Motorrad. Vom Jüngsten bis zur Ur-Oma müssen sie natürlich alle einmal die Enduro erklimmen, was mitunter sehr akrobatisch anmutet, aber allen viel Freude bereitet. Wir verlassen Lesotho nach knapp einer Woche auf der Suche nach der Sonne... und finden diese erst zwei Tage später in Clarence wieder.

Wir dachten schon, sie gänzlich verloren zu haben. Eine gute Woche Dauerregen und wir sind schon wieder wüstenreif. Wasser tut einem natürlich nicht weh auf dem Motorrad, es sei denn, man legt sich mal wieder hin, weil es zu glitschig ist, aber es macht eben auch so gar keinen Spaß, im Regen zu fahren. Man sieht nichts, es ist kalt, die Kleidung wird immer schwerer, Zelt und Co. fangen an zu schimmeln etc. Wir haben auf jeden Fall erst einmal genug vom Wasser und von der Rastlosigkeit der nassen Straße und fahren über Weihnachten ein paar alte Freunde besuchen. Auch wenn das Leben auf der Straße jeden Tag etwas Neues zu bieten hat, so kommt doch immer mal wieder der Moment, in dem man sich einfach etwas Vertrautes wünscht. Eine Familie, einen Ort, an dem man sich einfach gut aufgehoben fühlt. Am nächsten Tag nicht alles zusammenpacken und keine 300 Kilometer zurücklegen. Es wäre schön, einfach mal zur Ruhe zu kommen. Wir sind nach dieser frustrierenden Woche gerade an genau diesem Punkt angelangt.

Inmitten der östlichen Drakensberge liegt ein malerisches Tal, das Champagne Valley. Vom kleinen Städtchen Winterton an zieht sich das Tal leicht ansteigend bis an die Grundmauern des 3300 Meter hohen Champagne Castle (zu Deutsch: Champagner Schloss), das mit seinen senkrechten Klippen und seinem geriffelten Gipfelgrat in seiner Kontur tatsächlich an ein übergroßes Schloss erinnert. Viele kleine Bäche aus den höheren Bergen stürzen allenthalben als Wasserfälle von den Felsen und Klippen zu beiden Seiten des Tales, bevor sie sich in den Hauptstrom ergießen. Der klare Sterkspruit entwickelt sich im Laufe des Tals mit seinen vielen Nebenadern vom kleinen Bergbach zum starken Strom. Wasser gibt es reichlich um diese Jahreszeit und es ist meistens sogar warm genug zum Baden. Die Flanken des Tals leuchten in saftigem Grün. Auf einer kleinen Anhöhe im letzten Drittel des beschriebenen Paradieses liegt der Campingplatz Mountain Splendour. Umgeben von einer bunten Mischung aus Eukalyptusbäumen, Kiefern, knorrigen Eichen und weit ausladendem

Ahorn lädt der Platz zum gemütlichen Zelten in der klaren Bergluft ein. Es ist bald Hauptsaison. Der Platz bietet 80 Zelten und Wohnwagen Platz und diese werden über Weihnachten wohl auch kommen. Schon jetzt ist ordentlich was los. Die Kinder schreien im quellwassergespeisten Felsbecken, die Pferde wiehern, Hausschweine und Ziegen grasen auf den Wiesen im Schatten der Bäume. Es ist wahrlich ein Ecocamp (Öko-Campingplatz). Mit einer einfachen Farm hat es hier vor einigen Jahrzehnten angefangen und ist nun eine feste Adresse für naturnahe Camper aus ganz Südafrika.

Wir werden begrüßt von Iain, Sue, Abi und Josh. Seit wir uns vor sechs Jahren in den südlichen Ausläufern der Atacama-Wüste getroffen haben, steht ihre Einladung nach Südafrika auf ihren schönen Campingplatz zu kommen. Nun haben wir sie endlich angenommen. Die Freude ist auf beiden Seiten groß. Seit wir losgefahren sind, verfolgen die Vier unsere Reise. Es fühlt sich gleich an wie ein Wiedersehen alter Freunde, auch wenn wir eigentlich gar nicht so viel Zeit zusammen verbringen konnten bei unserer letzten Begegnung. Manchmal funkt es einfach sofort. Iain hat schon vorgesorgt und uns seinen Wohnwagen mit Vorzelt aufgebaut. Kommt gar nicht in Frage, dass wir hier einfach in unserem Zelt schlafen, ein bisschen gemütlicher sollen wir es schon haben. Wir lassen uns das gerne gefallen, fragen aber natürlich der Höflichkeit halber erst mal nach den Kosten und der maximalen Dauer unseres Aufenthalts, auch wenn wir uns die Antwort bei der herzlichen Begrüßung schon denken können. Iain und Sue tun es mit einem Lächeln ab. Wir können bleiben, so lange wir wollen, und sind natürlich eingeladen. Die Theke steht uns immer offen und für Weihnachten und Silvester sollen wir uns nichts vornehmen, wir sind bereits eingeplant.

Es sind noch ein paar Tage hin, bis das Weihnachtsfest ansteht, und wir wollten eigentlich gar nicht bis Silvester bleiben... aber wenn man schon mal eingeladen ist. Zwei Tage später haben wir eigentlich schon beschlossen, so lange zu bleiben, wie es unser Visum zulässt. Es ist wunderbar schön! Über die Landschaft habe ich ja schon hinreichend sinniert, aber auch alles andere passt einfach. Der Wohnwagen, ein alter Jürgens, mit seinen Batikmustern und dem orange-grünen Vorzelt, den durchsichtigen Folienscheiben, die durch aufgedruckte weiße Holzsparrn in vier kleine Fensterchen unterteilt werden, und die uralten Plastikklappstühle vermitteln ein gemütliches siebziger Jahre

Hippie-Camping-Gefühl. Die Nachbarn mit ihren wilden Kindern, die allzeit ohne Helm und barfuß auf dem Fahrrad durch die Gegend preschen, im Schlamm driften, in jede Pfütze springen, begeistern uns mit ihrer Coolness und ihrer natürlichen, naturverbundenen Art. Sie überraschen uns jeden Tag mit einer neuen Einladung zum Kaffee, zum Grillen oder einfach zum Schwätzen. Der Geruch von gegrilltem Fleisch und Holzfeuer liegt in der Bergluft und das glückliche Kindergeschrei schallt über die Zelte. Einfach klasse!

Neben der Leidenschaft für das Reisen, die Berge und das Laufen – Iain und Sue halten mehrere Rekorde im Langstreckenlaufen – fahren dreiviertel der Familie Don-Wauchepe natürlich Enduro. Nur Sue beschränkt sich bisher auf eine Pferdestärke. Iain hat eine Yamaha TTR230 mit 43 Pferden im Stall stehen, Josh eine KTM EXC125 und Abi treibt eine TTR125, wie auch ihre Rennpferde, ohne Hemmungen zur Höchstleistung. Beim Motorradfahren sind wir schnell auf einem Nenner. Ich kann gerade den Kindern auch noch das ein oder andere



beibringen und dadurch ergibt sich die Möglichkeit, uns für die großzügige Einladung erkenntlich zu zeigen. Zuerst mal bekommen Abi und Josh einen ausführlichen Grundlagenkurs im Schrauben. Wir beginnen mit dem Ölwechsel, Lagerwechsel, Kettenwechsel, Luftfilterreinigung, Zündkerzenwechsel, Ventilspieleinstellung, Vergaserreinigung und -einstellung. Es folgt eine kleine Einführung in die richtigen Reifendrucke im Gelände, die perfekte Einstellung der Hebel, das korrekte Warmfahren und Abstellen der Bikes. Danach trainieren wir zu viert Balancieren, Kupplungsbeherrschung, Kurvenfahren und schließlich Hindernisüberquerung. Nach zwei Tagen Trial geht es dann endlich raus ins Gelände. Für die Freiheiten für Motorradfahrer außerhalb des deutschsprachigen Raumes und vor allem außerhalb Mitteleuropas habe ich mich in vorherigen Artikeln genug begeistert. Dennoch bin ich auch diesmal wieder ergriffen von der Möglichkeit, seine Freude an der Natur vom Motorrad aus genießen zu können. Wir fahren tiefe Canyons entlang, schlängeln uns Flussläufe hoch und fliegen förmlich über die grünen Hügel- und Bergkämme der Drakensberge. Es ist kein Wunder, dass viele der besten Enduristen der Welt aus Südafrika kommen. Das Terrain ist einfach ein Traum und wir sind mittendrin.

Neben dem Endurotraining halten Abi und Josh uns auch anderweitig voll auf Trab. In Südafrika ist Sport in all seinen Ausprägungen die häufigste Art der Freizeitgestaltung. Wir reiten zusammen, gehen auf ausführliche Wanderungen, befahren den Fluss mit alten Autoschläuchen und Mini-Booten, heizen mit den Mountainbikes entlang der zahllosen Trails durch die Berge, spielen Rugby, gehen einfach mal eine Runde schwimmen, laufen oder trainieren.

Einer unserer Nachbarn, Brett, bietet uns spontan an, mit seinem ultraleichten Motorflugzeug eine Runde über die Berge zu drehen. Das können wir unmöglich ablehnen und so sehen wir die Drakensberge kurze Zeit später aus der Vogelperspektive.

Die Zeit bis Weihnachten verfliegt. Unser Heiligabend wird hier mit Familie und Geschenken am 25.12. gefeiert. Wir sind eingeladen, am späten Vormittag vorbeizukommen. Iain und Sue wohnen in einer gemütlichen Wohnanlage an einem der grünen Hügel, nur ein paar Kilometer entfernt von Mountain Splendour. Wir sind natürlich, dem Klischee der überpünktlichen Deutschen folgend, die Ersten und helfen noch ein bisschen bei der Vorbereitung. Beim Auftischen der





Speisen läuft mir schon das Wasser im Mund zusammen. Der Holzgrill wird angefeuert, die ganze Familie trudelt nach und nach ein. Aus Johannesburg, Kapstadt, Durban und Ladysmith – überall sind sie verstreut und kommen, wie bei uns, über Weihnachten zusammen. Wir fühlen uns geehrt, zu diesem schönen Fest eingeladen zu sein. Wir haben, zumindest für einen Tag, das Weihnachtsgefühl, wie wir es kennen und auf der Reise so manches Mal vermissen. Vor einem Jahr haben wir diese Zeit zwischen Tunesien und Ägypten in den Flughäfen verbracht, leider ohne einen Anflug von Weihnachtsstimmung in diesen beiden gänzlich unchristlichen Ländern. Nun genießen wir das Beisammensein um so mehr. Beim ersten Biss in das langsam geräucherte Biltong-Steak könnte man vor Genuss schon emotional werden, aber spätestens als wir zur Bescherung völlig unerwartet zwei kleine, hübsch eingepackte Geschenke von der Familie überreicht bekommen, stehen uns Freudentränen in den Augen. Welch ein wunderschönes Fest. Welch eine Gastfreundschaft.

Zwischen den Jahren ist hier auf dem Campingplatz immer Hochbetrieb. Unser Winter ist Südafrikas Sommer und dementsprechend fallen die großen Ferien hier auf den Jahreswechsel. Betriebsferien werden hier ebenfalls in dieser Zeit verteilt. Kurz gesagt: Ganz

Südafrika ist auf Achse und des Buren liebste Art zu reisen ist das Camping. Diese Tradition ist es auch, die hier viele Tourismusbetriebe trotz der übertriebenen Flugverbote, Quarantäne- und Testvorschriften in unserer Heimat und dem damit verbundenen Ausbleiben europäischer Touristen gerade so über Wasser hält. Mountain Splendour ist bis auf den letzten Platz ausgebucht. Wir fallen dennoch auf mit unseren seltsam aussehenden Motorrädern und unserem deutschen Nummernschild. So spricht es sich schnell rum, dass wir ein paar interessante Geschichten zu erzählen haben. Neben Einladungen zu zahllosen Kaffee-Nachmittagen und Grillabenden kommt spontan die Idee auf, wir sollten doch mal einen Vortrag halten. Also setze ich mich an unsere neueste technische Errungenschaft, ein kleines 10-Zoll-Tablet zur Bildbearbeitung, und stelle eine kleine Präsentation zusammen. Wie immer fange ich kurz vor knapp mit der Vorbereitung an und stelle nach drei Stunden fest, dass der Vortrag wohl nur bis zur Hälfte fertig wird, bevor das Publikum eintrifft. Also wird improvisiert und am folgenden Abend gibt es dann einfach die zweite Hälfte zu sehen und zu hören. Unsere Campernachbarn sind allesamt begeistert und wir sammeln nebenbei immerhin 80 € Spenden für Alfreds Waisenhaus in Kenia. Obendrauf kommen noch mehrere Einladungen aus ganz Südafrika. Spätestens nach diesem Abend haben wir in jeder Provinz Südafrikas ein paar Freunde, bei denen wir jederzeit unterkommen können.

Tags darauf feiern wir ausgelassen Silvester, nachdem wir uns mal kurz einen Schnelltest reingeschoben haben. Vermutlich hatte der Körper sich noch nicht richtig von den kalten Tagen in Lesotho und der übermäßigen Sportintensität danach erholt und wir haben beide ein bisschen Halsschmerzen und Husten. Wie dem auch sei: Beide negativ! Die Party kann beginnen. Wie immer in Südafrika natürlich mit Braai (zu Deutsch: Grillen). Obwohl wir eigentlich mit der Sonne leben, schaffen wir es bis kurz nach Mitternacht wach zu bleiben und genießen die erste richtige Party seit vielen Monaten.

Wir fragen uns in dieser Nacht, wie wir es eigentlich so lange ohne jegliche Festivität ausgehalten haben – war es doch einmal ein sehr wichtiger Bestandteil einer jeden Kultur und eben auch einer jeden Persönlichkeit, gelegentlich mal ein richtig hysterisches Fest zu begehen! Im neuen Jahr bleiben uns noch 15 Tage, bevor wir das Land verlassen müssen. Wie schnell 90 Tage Visum doch schon wieder

vorbeigegangen sind. Es kommt der Tag des Abschieds, nachdem wir drei schöne Wochen in Mountain Splendour genießen durften. Das Gefühl der Heimatlosigkeit hat sich mit der Warmherzigkeit von Iain, Sue, Abi und Josh etwas gelegt. Sie haben uns, wenn auch nur temporär, die Heimat gegeben, die uns nach so langer Zeit auf der Straße gefehlt hat. Der Abschied fällt dementsprechend schwer. Nirgendwo haben wir auf dieser Reise mehr Zeit verbracht als bei den Vieren in den Drakensbergen. Danke für diese einmalige Einladung!

Bevor wir das Land endgültig Richtung Norden verlassen, steht noch ein Stopp an, den wir uns nicht entgehen lassen möchten. Shane Dale, seine Frau Lauri und sein Sohn Elijah haben wir in den Drakensbergen kennengelernt und sie haben uns zu sich nach Ballito, ein Stück nördlich von Durban, eingeladen. Das liegt genau auf unserer Route. Da schauen wir doch mal vorbei. Außerdem ist Shane leidenschaftlicher Enduro-Pilot und hat schon im Voraus eine Maschine für mich organisiert, eine KTM EXC 300. Damit geht es gleich nach unserer Ankunft in die Berge von Glenndale, ein riesiges Enduro-Paradies in Hand der lokalen Stämme. Auf Stammesgrund gibt es quasi keinen geschlossenen Privatbesitz und keine Großgrundbesitzer. Damit gibt es hier auch keine Zäune und keine Restriktionen. Die Menschen hier lieben Motorräder, wie die meisten auf diesem Kontinent. Somit können wir jeden Trampelpfad, jeden Wildwechsel, jedes Bachbett, Steilhänge, Feuerschneisen und Wassergräben nach Herzenslust befahren. Die Leute hier haben auch ein paar Vorteile davon, dass wir hier umgraben. Die große Endurogemeinschaft hält die Wege frei, belebt den lokalen Handel durch ihren Nahrungs- und Getränkebedarf beim Trainieren und sie kofinanzieren durch Spenden die ein oder andere Schule und beteiligten sich, nicht ganz ohne Eigeninteresse, am Bau eines lokalen Krankenhauses. In diesem Sinne: Rettet die Welt, fahrt mehr Enduro!

Zurück in der gemütlichen Wohnung kann ich mich, wie so oft nach spontanen Hard-Enduro-Trainings, kaum bewegen und falle wie tot ins Bett, um über zwölf Stunden zu schlafen. Mit wachen Augen fällt uns am nächsten Tag das elektrische Yamaha-Schlagzeug in der Ecke des Wohnzimmers auf. Elijah haut gelegentlich darauf herum. Das Set ist allerdings nicht unbedingt kinderfreundlich eingestellt. Eigentlich ist es gar nicht eingestellt. Da ich es bekannterweise hasse, wenn technische Dinge nicht korrekt gewartet, eingestellt oder benutzt werden,

mache ich mich an das Schlagzeug, um es in Schuss zu bringen. Wenn man weiß, wo man schrauben muss, ist es gar nicht sooo viel zu tun. Nach zwei Stunden ist das komplette Set kinderfreundlich eingestellt und korrekt verkabelt. Die Empfindlichkeit und Lautstärke sind nivelliert und kurze Zeit später kann Elijah bereits den Grundrhythmus spielen. Am nächsten Tag weiß er, wie die einzelnen Bestandteile des Schlagzeugs heißen, wie sie klingen und wann man sie schlägt. Der Grundstein ist gelegt, die Begeisterung geweckt, jetzt ist es nur noch ein bisschen Fleißarbeit und bald kann er mit seinem Vater zusammen musizieren. Shane spielt richtig gut Gitarre und singt dazu fast wie Eddie Vedder von Pearl Jam. Als er loslegt, klemme ich mich hinters Set und wir beschallen die Nachbarschaft den ganzen Abend lang. Wie gut es sich anfühlt, nach so langer Zeit mal wieder zu musizieren, ist unglaublich. Der Rhythmus fließt, trotz der langen Pause, wie von selbst aus den Händen und Füßen. Wir singen und lachen bis in die Nacht hinein und spätestens als Lauri mit ihren Feuerschlangen um die Ecke kommt, ist die Party in vollem Gange. Was für eine lustige Familie wir da schon wieder erwisch haben, wir fühlen uns wirklich gut aufgehoben. Und so bleiben wir natürlich ein paar Tage länger als geplant und brechen wirklich erst kurz vor Ablauf des Visums nach Norden auf.

Das Bedürfnis, einfach mal Pause zu machen, haben wir hinreichend befriedigt und unser Reiseenergiespeicher ist wieder prall gefüllt! Wir freuen uns auf die Straße, die da vor uns liegt.

- Joshua